

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1919)
Heft: 1

Artikel: Das Frauenstimmrecht in Bundesangelegenheiten
Autor: Gerhard, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hausbesuchen erlebte in Städten, manchmal trug ich noch von meiner eigenen Armut dahin, was ich entbehren konnte, ich will mich nicht rühmen, aber mein Herz blutet, wenn ich andere leiden sehe.

Urteilen Sie unn selbst, wo da der Fehler liegt, dass ehrliche, rechtschaffene Leute, die von früh bis spät arbeiten, nicht einmal so viel erübrigen, dass sie in kranken Tagen oder sonst unglücklichen Zeiten einen Zehrpennig besitzen, sondern auf die hart denkenden Gemeinden angewiesen, oder dann an den Bettelstab gestellt sind.

Warum wird das Los der Arbeiter nicht verbessert?

Der liebe Gott hat doch beiden gesagt, dass sie arbeiten müssen. Ich will damit nicht sagen, dass ein jeder gleich schwere Arbeit verrichten sollte, es hat nicht ein jeder die gleichen Kräfte, aber wie viele von den Armen müssen über ihre Kräfte arbeiten, weil eben so viele gar nichts tun und dazu doch alle die herrlichen Freuden geniesen, die der schwer Arbeitende entbehren muss, obwohl er es zuerst verdiente. Von dem herrlichen Essen, das in den Läden ausgestellt ist, kann er sich nicht holen, er muss manchmal hungrig an die Arbeit gehen. Auch Kleider und Schuhe muss er entbehren und im Winter zum Hunger noch frieren. Auch darf er die herrliche Natur nicht in Anspruch nehmen, er hat seine Arbeit gewöhnlich in einem finstern Loch, wo kein Sonnenstrahl hinkommt, und für alle diese Entbehrungen wird er von seinen Vorgesetzten noch schlecht und roh behandelt.

Das alles bringt Hass gegen die, in deren Macht es stände, das Los der Arbeiter zu verbessern. Wie viel herrlicher wäre es auf der Welt, wenn die Menschen einander lieben würden. Die Liebe würde alle Missstände beseitigen und der Arbeiter würde wieder Freudigkeit an der Arbeit zeigen, das wäre doch alles gar nicht so schwer, wenn ein guter Wille und ein mitfühlendes Herz vorhanden wäre. Aber dafür wollen die Machthaber kein Verständnis zeigen. Es wäre auch so nötig, dass die Mutter nicht in die Fabrik oder sonstwo zu verdienen brauchte, es stände anders unter der Jugend, als dass es heute steht. So sind sich 1000 von Kindern den ganzen Tag selbst überlassen und verüben Roheiten und Grobheiten; weil die Eltern eben an der Arbeit sind, weist sie niemand zurecht und auch niemand lernt sie arbeiten. Warum will und kann man das nicht ändern?

Ich weiss auch gut genug, dass es hier und da Selbstverschuldungen gibt, aber in wenigen Fällen. Und dann muss man nicht vergessen, dass es auch unter den reichen Leuten gefehlte, leichtfertige Menschen gibt, deren ich auch genug kenne. Man schimpft immer über die schlechte Erziehung der Jugend, aber was dagegen zu tun ist, darüber spricht niemand. Warum? Es wäre doch so wichtig. Zur Erziehung gehört halt Liebe, Strenge und Ordnung, und dazu braucht es Zeit.

Nun will ich noch einiges aus meinem jetzigen Leben erzählen. Ich bin jetzt schon 8 Jahre verheiratet, und dank der gütigen Fürsorge Gottes habe ich einen braven, guten Mann, der über seine Kräfte hinaus arbeitet und sorgt für mich und unsern Bubi, und dennoch sind wir arm und haben schlechte Erfahrungen hinter uns, von denen ich Ihnen auch einiges erzählen möchte. Nach dem 1. Jahr unserer Verheiratung erhielten wir ein Knäblein, das aber schon nach 6 Wochen starb. Und da wiederholte sich mein Lungenleiden, das aber durch einen tüchtigen Arzt wieder geheilt wurde, stark wurde ich nie und bin es auch heute nicht. Mein Mann hatte also von Anfang an eine schwere Aufgabe. Als der Krieg ausbrach, wollten wir unser Los ein wenig verbessern, wir verkauften unsere Möbel und gingen in eine Abwartstelle, wo man uns eben all das Gute versprach. Das Geld von den Möbeln mussten wir bereits alles für die Kleider geben. Hier hatten wir so viel und schwere Arbeit und dazu einen kleinen Lohn; schon nach einem Jahr wurde ich krank und wir mussten bettelarm die Stelle wieder verlassen. Von da kamen wir nach Zürich; zuerst nahmen wir nur ein möbliertes Zimmer. Nach und nach gelang es uns, alte Möbel zu kaufen. Dann nahmen wir in Höngg eine kleine Wohnung, dort bekamen wir dann unsern 2. Bubi, der heute unser Sonnenstrahl ist. Wie schmal da alles zugehen musste, werden Sie begreifen, so vieles mussten wir noch kaufen und mein Mann bezog einen Taglohn von Fr. 5.50. Ein Bruder von meinem Mann lehnte uns noch das Geld für ein Bett, das wir später zurückzuzahlen mussten. Die Wohnung wurde uns gekündigt, weil mein Mann hie und da mit den Leuten im Parterre re-

dete, es war nur Hass und Neid in diesem Haus; und im gleichen Vierteljahr musste mein Mann noch 4 Wochen in den Militärdienst. Dass wir da arm nach Zürich kamen, wo wir jetzt sind, das verstehen Sie gewiss. Von nun an konnte mein Mann etwas mehr verdienen, weil er im Akkord arbeitete, nun mussten aber die Schulden bezahlt werden, und die Steuern für 2 Jahre, auch die Hebamme und der Arzt verlangten ihr Geld.

Der Arbeiter verlangt und will nichts böses, er sehnt sich nur nach ein wenig Sonnenschein und Freiheit. Und nun das zu erringen, ist heute das arbeitende Volk reif, und wenn es das Leben kosten soll, eher den Tod als in der Knechtschaft leben, so schreit es in ihrer Brust. Ihr glaubt, es sei Aufhetzerei von einzelnen Personen, ihr irrt euch aber, die schlechte Erfahrung hat diese Stimmung hervorgerufen.

Hätten wir nicht die Gewissheit, dass Gott die Menschen vor Gericht ziehen würde, ohne zu fragen, bist du reich oder arm, wir wären schon längst verzweifelt, und ich glaube, dieses Gericht ist nahe. Sie glauben vielleicht, ich meine die Sache der Sozialisten. Nein, wir sind keine solchen, obwohl wir nur zu deutlich das soziale Elend sehen. Aber ein Werk ohne Gott ist in unseren Augen kein vollkommenes und wird nur Verderben bringen. Das kann man aber den Menschen heute nicht mehr sagen, das ist ja alles Torheit in ihren Augen, weil sie eben erbittert sind und voll Hass gegen die, die an diesem Elend Schuld sind. Die Reichen wehren sich eben mit ihrem Geld und die Armen mit ihrer Kraft.

Ich bitte Sie höflichst, lesen Sie meine Zeilen, und wenn Sie mir einen Rat geben können, so bin ich Ihnen sehr dankbar.

Und denken Sie auch daran, was für eine Weihnacht uns Armen beschert ist; tut es Ihnen nicht weh, wenn Sie die lieben Kinderäuglein voll Sehnsucht in die Schaufenster gucken sehen, denen keine Weihnachtsfreude wartet? Es ist immer wieder die gleiche Frage: „Warum?“

Das Frauenstimmrecht in Bundesangelegenheiten.

In unserer Zeit wo so viele umlernen müssen, schadet es nichts, wenn das Umdenken auch einmal an die Freunde des Frauenstimmrechts kommt. Noch vor kurzen Monaten sahen wir ein wenig mitleidig hinunter auf diejenigen, die uns zu einer Aktion zugunsten des eidgenössischen Stimmrechts aufmunterten. Wir hielten sie für Menschen, die nicht historisch denken gelernt hatten. Wir wiesen auf die Stimmrechtsbewegung Amerikas hin. Dort war man im ersten Kampf um das „federal vote“ vollständig unterlegen und hatte dann in der richtigen Erkenntnis des allein zielsicheren Weges die Kleinarbeit in den Einzelstaaten aufgenommen. Heute, da etwa die Hälfte der Unionsstaaten das Frauenstimmrecht eingeführt haben, geht das Streben wieder nach dem Bundesstimmrecht, und die Erfahrungen der Einzelstaaten scheinen für einen durchschlagenden Erfolg Gewähr zu bieten. — Oder wir exemplifizierten mit dem Schicksal des Proporz, mit seinen ersten Niederlagen auf dem Gebiet des Bundes, seinem darauffolgenden Siegeslauf durch eine Reihe von Kantonen und seinem nunmehrigen Einzug im Zentralstaat. „Über das kantonale zum eidgenössischen Stimmrecht“, so lautet die Lösung. Nun hatten die jüngsten Ereignisse wieder einmal gezeigt, dass es keinen Weg gibt, der für sich allein die Fähigkeit, zum Ziele zu führen, in Anspruch nehmen darf. Die Tatsache, dass das Frauenstimmrecht durch das Programm des Oltener Aktionskomitees in den Vordergrund des Interesses gerückt wurde, hat uns dazu geführt, die Möglichkeit des Weges über das eidgenössische zum kantonalen Stimmrecht ins Auge zu fassen. Wir be-

tonen absichtlich „die Möglichkeit“; über die Wahrscheinlichkeit gehen die Ansichten auseinander.

Aber schon die Erkenntnis der Möglichkeit treibt zum Handeln, dessen war sich der Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht bewusst. Es lag nahe, den früher schon besprochenen, aber von den Meisten als ungeheuerlich empfundenen Plan einer Volksinitiative wieder aufzunehmen. Der Vorstand des Verbandes redete diesem Vorgehen das Wort, obgleich er sich der technischen und finanziellen Schwierigkeiten des Unternehmens wohl bewusst war. Er hielt aber dafür, dass aussergewöhnliche Zeiten auch aussergewöhnliche Tatkraft und Opferfreudigkeit erheischen. Die Verbandsvereine jedoch hatten schwerwiegende Bedenken gegen die Initiative und gaben einem andern Antrag den Vorzug: Man beschloss, die Motion Scherrer-Füllemann auf Totalrevision der Bundesverfassung bei Bundesversammlung und Bundesrat zu unterstützen. Diese Motion fordert nämlich die Erweiterung der Volksrechte, und es blieb uns unbenommen, darunter in erster Linie das Frauenstimmrecht zu verstehen und unser Begehr darnach anzumelden für den Fall, dass die Motion angenommen werde.

Bis zu diesem Beschluss waren die Dinge gediehen, als der Bundesrat mit seinem Antrag auf vorzeitige Neuwahl der Nationalversammlung hervortrat und sich überdies noch dafür aussprach, die Legislaturperiode des zu wählenden Parlaments bis 1923 zu verlängern. Hatten wir gehofft, dass in den 1½ Jahren bis zur ordentlichen Neuwahl des Nationalrates das Frauenstimmrecht zur Wirklichkeit geworden sei und wir also das nächste Parlament würden mitwählen, wohl auch darin vertreten sein können, so war diese Hoffnung plötzlich zerstört. Während der nächsten Legislaturperiode, die wohl die wichtigste des ganzen Jahrhunderts sein und uns die Neugestaltung unseres Staatslebens bringen wird, sollten die Frauen von der direkten Teilnahme an der Arbeit des Aufbaus ausgeschlossen sein. Das wollte die Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht nicht einfach hinnehmen, sondern etwas dagegen wagen. Ihr Plan war folgender: Der Schweiz. Verband hätte die Bundesversammlung in einer Eingabe zu ersuchen, eine Verfassungsänderung zugunsten des Frauenstimmrechts unverzüglich zu beraten und zugleich mit der Übergangsbestimmung betreffend die vorzeitige Neuwahl des Nationalrates dem Volke vorzulegen, damit die Frauen, wenn sich das Volk für ihr Stimmrecht entschiede, an den kommenden Nationalratswahlen teilnehmen könnten. Zu gleicher Zeit sollte eine Motion derselben Tendenz im Nationalrat gestellt werden. Diese Motion wäre als dringlich zu erklären, um ihren Zweck zu erreichen. Wohl wussten die Baslerinnen, dass sie mit dem Tempo, in dem die Sache gehen sollte, grosse Anforderungen an die Beweglichkeit der eidgenössischen Räte stellten; aber in einer Zeit, wo die Starrheit zu Krisen führen kann und man mit dem Wort „unmöglich“ etwas sparsamer umgeht, als man zu tun pflegte, durften sie davor nicht zurückschrecken. Die skizzierte Eingabe sägte darüber folgendes: Um rechtzeitig zur Volksabstimmung zu gelangen, müsste dieser Verfassungsartikel genau, wie der die Neuwahlen betreffende, den der Bundesrat vorschlägt, in der Dezembersession der Bundesversammlung erledigt werden. Wir wissen nun sehr wohl,

dass wir damit ein parlamentarisch, wenn auch nicht unlässiges, so doch ungewöhnliches Vorgehen fordern. Aber wir berufen uns darauf, dass wir dies nicht ohne Not tun, sondern unter dem Zwang eines noch viel ungewöhnlicheren Vorschlags an die eidgenössischen Räte, der dahin geht, die verfassungsgemäss im Jahre 1920 stattfindenden Neuwahlen auszuschalten und einen Nationalrat mit fast fünfjähriger Amts dauer zu schaffen. Das Ungewöhnliche, das der Bundesrat vorschlägt, soll eine Forderung politischer Gerechtigkeit erfüllen. Es schliesst aber eine harte Unge rechtigkeit gegen die Schweizerfrauen in sich, wenn nicht zugleich das Ungewöhnliche, das wir vorschlagen, zur Tat sache wird. — Es war der Basler Vereinigung gelungen, in ihrem Mitglied Dr. Göttisheim einen Nationalrat zu finden, der die Motion einbringen wollte und der sich auch damit einverstanden erklärte, sie dringlich zu stellen, wenn der Schweiz. Verband durch Propaganda unter den Mitgliedern des Nationalrates dem Dringlichkeitsbegehrung Aussicht auf Erfolg gewährleisten könne.

Leider — man möge der Schreiberin dieser Zeilen als einer Baslerin ihre persönliche Stellungnahme hier zugute halten — erklärte sich der Vorstand des Schweiz. Verbandes mit diesem Projekt nicht einverstanden. Die Sache schien zu aussichtslos, die Gepflogenheiten des Parlaments hielt man für allzu unerschütterlich. Auch fürchtete man, durch sein Drängen im Rate eher eine Misstimmung hervorzurufen und damit dem Frauenstimmrecht zu schaden. Es waren alles gewichtige und sachliche Gründe, die gegen den Antrag Basels ins Feld geführt wurden; aber sie konnten den nicht überzeugen, der sich der Notwendigkeit eines neuen Geistes und neuer Methoden so stark bewusst ist, dass er schon in der Dokumentation dieses Glaubens eine Pflicht sieht, für deren Ausübung der Gedanke an Erfolg oder Misserfolg nicht in Betracht kommen darf.

Eine Frucht zeigte die Aktion Basels aber doch: sie veranlasste, dass Dr. Göttisheim im Nationalrat eine Motion auf Einführung des Frauenstimmrechts stellte — allerdings ohne Dringlichkeit. Am Tage, bevor er es tat, lief eine ähnlich lautende Motion des Zürchers Greulich ein. Wir freuen uns über beide Motiven; sie beweisen, dass das Frauenstimmrecht nicht nur von einer Gruppe der Schweizerbürger gefordert wird, sondern dass es seine Befürworter auf allen Seiten findet.

Für einstweilen ist dem Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht keine Gelegenheit zu weiterem Vorgehen gegeben. Es ist wohl anzunehmen, dass die Frauenstimmrechtsmotionen bei Gelegenheit der Totalrevisionsdebatte begründet und behandelt werden. Ist die Totalrevision beschlossene Sache, dann gilt es mit aller Sorgfalt eine Eingabe an die mit ihrer Vorbereitung Beauftragten auszuarbeiten und ihr durch die Unterschriften möglichst vieler Frauen- und Männerorganisationen das nötige Gewicht zu verschaffen. Sollte die Motion Scherrer-Füllemann nicht angenommen werden, so müsste das künftige Handeln des Vorstandes ganz von dem Schicksal der Motiven Greulich und Göttisheim abhängig gemacht werden.

Man mag die Sachlage nun so oder so beurteilen, darüber wird man einig sein, dass die blosse Tatsache, dass

in den eidgenössischen Räten über das Frauenstimmrecht diskutiert wird, für uns einen wichtigen Schritt vorwärts bedeutet. Noch lieber wäre es uns gewesen, auch unser Volk (? D. R.) hätte sich jetzt schon dazu aussprechen müssen. Wir hätten wohl einen Misserfolg erlebt; da wir aber doch mit mehr als einer Schlappe werden rechnen müssen, ist es gut, wir holen uns die erste sobald wie möglich. Damit gewinnen wir Zeit.

G. Gerhard.

Dr. med. Anna Heer,
gest. 9. Dez. 1918.

Unter den Aerzten, die, allzu zahlreich, in den letzten Monaten ihre Berufstreue mit dem Leben besiegelten, haben wir auch Dr. Anna Heer zu beklagen. Sie erlag im Alter von 56 Jahren einer Blutvergiftung. Eine markante und singuläre Gestalt ist mit ihr aus dem schweizerischen Frauenleben entchwunden. Um eine ärztliche Autorität, eine Arbeiterin von überragender Intelligenz und fast beispieloser Ausdauer und Konzentration, um ein Vorbild der Selbstantäusserung, um eine Zuflucht der Bedrängten sind wir ärmer. Anna Heer gehörte noch zu den Bahnbrecherinnen des Frauenstudiums. Sie ward es vor drei Jahrzehnten dank einem Willen, einer Begabung und Berufung, deren Beweise und Früchte heute in einem reichen Lebenswerke ausgebreitet liegen, einem Werke, an dem der Idealist sich aufrichten kann. Ein weitverbreitetes Gefühl der Verlassenheit reagiert auf den Tod dieser Frau, es zeugt für ihre Kraft, ihre Verlässlichkeit, ihre Güte. In eine Atmosphäre der Seelenruhe trat ein, wer ihr unter den Unruhen bedrohter Gesundheit, befürchteter Schicksalswende nahte; mit der Erinnerung an einen warmen Strahl von Freude schied, wen sie von seinen Sorgen absolvieren durfte, denn das Mitgefühl dieser Menschenfreundin erstarrte nie. Weit entfernt von jedem Optimismus, wusste sie um das Geheimnis der Berufenen ihres Standes, Beruhigung einzuflößen, der Angst den Stachel zu nehmen, auch einem schlimmen Zustande noch eine tröstliche Seite abzugewinnen, an die Stelle der Hilflosigkeit ein Gefühl der Geborgenheit zu setzen, das erste vielleicht im Verlaufe eines verlassenen und armen Lebens. Mit Haltung und Würde verband Fräulein Dr. Heer eine absolute Schlichtheit des Auftretens. Sachlichkeit. Gewicht der Erfahrung und der Wohlklang echten Gefühls kennzeichneten ihre beruflichen Aeusserungen.

Die Seelenruhe dieser Aerztin überwand jede Erschwerung. «Ich habe längst mit Not und Tod ein Wörtlein schon gesprochen», genau wie Keller es hier ausdrückt, passte es auf diese schweizerisch unpathetische, gelassene, doch fühlbar schicksalsmäßig umwitterte Frau mit dem Antlitz der kummervollen Norne. Sie pflegte die seelische Bebürdung durch ihren Beruf, ihre tägliche Begegnung mit aufgewühlter, den Ein- und Ausgang des Lebens zitternd erharrender Menschenseele unverbrüchlich zu beschweigen. Um so ergrifender verriet ihr dunkler Blick diesen Teil ihrer Schickung.

Woher, im besonderen noch, die seltene Wirkung dieser Persönlichkeit? Sie ging aus von der Geschlossenheit ihrer Anlage und ihres Werkes, von deren einfacher, grosser Linie, von einem andauernden, fast asketisch anmutenden Widerstand gegen jede Ablenkung vom eingeschlagenen Wege.

Wir sehen zur Zeit, wo in den Kunstmätern unserer Stadt die Symphonien und Oratorien einsetzen, die dieser himmlischen Tröstungen würdige und der Macht der Kunst bei so starker Ausbildung von Geist und Gemüt begreiflich erschlossene Frau durch die Winternacht ihren Krankensälen zu neuer Arbeit zueilen. Von Stürmen und Gestöbern unangefochten! Und das Jahr um Jahr! Feine und reife literarische Urteile mit Weltanschauungsgehalt liessen erraten, wie sehr sie auf ausgedehnte Lektüre (die ihre Zeit nicht erlaubte) angelegt war, und was vielleicht die grossen Humoristen und Ueberwinder dieser durch Wahl und Schickung eben doch in eine Welt von Seufzern verbannten Lebensbetrachterin hätten geben können. Ohne Rückhalt und Bedenken, mit sanfter Grossmut verschenkte sie die Kränze der holden Freuden, deren sie so wert war, verwandelt hauchten sie auf Krankenbetten Balsamduft des Trostes und der Hoffnung aus. Darum doch — «Lass Alles, so findest du Alles» — die innere Gehobenheit, die sie von den Alltagsmenschern stets und überall so unverkennbar unterschied!

Den stark pädagogischen Zug ihrer Anlage unterstützten Energie, Tatkraft und Organisationstalent. Der beruflichen Ausbildung der in der Pflegerinnenschule lernenden Schwestern, ihrem leiblichen und geistigen Wohl, der Lenkung und Herausarbeitung ihrer Fähigkeiten und Individualitäten galt ihre nie erlahmende Sorge. Wer Gelegenheit hatte, an den festlich intimen Weihnachts- oder Diplomierungsfeiern ihren inigen und so ernsten Appell an die jungen Herzen zu vernnehmen, spürte eine an sein eigenes Pflichtgefühl ergangene Mahnung.

Es war Dr. Anna Heer nicht vergönnt, Feierabend zu machen. Der idyllisch kontemplative Teil ihres Lebens blieb auf die Ferien beschränkt, deren zu kurz bemessene Frist sie noch um die dem Studium der Fachliteratur gewidmeten Morgenstunden verkürzte. Wie tief aber wusste sie den ihr verbleibenden Sommertag und Born der freien Lüfte auszuschöpfen, wobei der Schwung ihrer Tatkraft ihr die Wanderziele hoch und weit steckte und ihr Wesen, von Woche zu Woche sich verjüngend, sich mit dem Rhythmus und der Frische der Bergbäche füllte. In früheren Jahren entsprach das Engadin ihrer Neigung. In einer Nordlandfahrt vollendeten sich ihre landschaftlichen Erlebnisse grossen Stils. Ihre letzten drei sommerlichen Erholungen suchte die mehr und mehr weltflüchtig Aufgelegte im Verein mit ihrer geliebten Schwester im Aegerital. Dort beschritt sie auf silberbesäumten, weich und schimmernd überwölbten Strandwegen, von den Waldwürzen und Jauchzern des Bergirtenlandes umfangen und lieblich begrüsst, ihr «Abendfeld». Freundinnen, die ihr gedankenvolles, dem Sternenschein über den Bergtaunen sehnsüchtig zugewandtes Antlitz sich verklären sahen, wissen nun diese Verklärung zu deuten.

Ruhe wohl!

Anna Fierz.

Eine Kundgebung an Wilson.

Am 30. November wurde nachstehendes Telegramm an Präsident Wilson geschickt:

„Der Schweizerische Zweig der Internationalen Frauenvereinigung für dauernden Frieden beschloss in seiner Sit-